

Disziplinen zwischen Empirie und Hypothesenbildung

Palatium Sacrum. Sakralität am Hof des Mittelalters: Orte – Dinge – Rituale.

Internationale Tagung, Universität Göttingen, 18.–20. Juni 2015.

Programm: <http://www.uni-goettingen.de/de/505685.html>

Die Tagung *Palatium Sacrum*, organisiert vom Kunstgeschichtlichen Seminar, dem Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte und dem Zentrum für Mittelalter- und Frühneuzeitstudien der Universität Göttingen, war eine fächerübergreifende Veranstaltung, die historische, archäologische und kunsthistorische Fragestellungen miteinander verband. Die Tagung war in fünf Sektionen unterteilt, in 1. Reliquienkult und Prozessionskultur am byzantinischen Kaiserhof, 2. Umbruchszeiten – damit waren früh- und hochmittelalterliche Potentaten vor allem in Spanien angesprochen –, 3. Objekte und Schätze an westlichen Herrscherhöfen, 4. Mediterrane Kontexte – Italien, Jerusalem-Rezeption und Sizilien –, schließlich 5. Heilige Räume im Spätmittelalter. Wie so oft stellte die interdisziplinäre Zusammenarbeit gleichermaßen Chance wie Herausforderung dar, wie die Mitorganisatorin, Hedwig Röckelein, mehrfach betonte und auch in ihrem Referat (Reliquien im Aachener Schatz unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern) zum Gegenstand machte. Die (kunsthistorischen) Ergebnisse von Renate Prochno-Schinkels Untersuchung *Die Stephansbursa. Die Sprache der Steine: Edelsteinallegorese im frühen Mittelalter* (Regensburg 2012) überzeugten sie nicht gänzlich. Sie bezeichnete deren Interpretationen als spezi-

fisch kunsthistorisches Phänomen, da ihr zu weitgehend und vor allem nicht hinlänglich durch Quellen abgesichert und damit methodisch unzulässig. Die genuine Kompetenz der Kunstgeschichte, sei es Materialikonographie, sei es Formgeschichte und -interpretation, scheitert hier einmal mehr an der festen Überzeugung, dass nur durch schriftliche Quellen Bezeugtes mit eindeutigen Bezug zu den betreffenden Artefakten zu wissenschaftlichen Aussagen führen könne. Nach Röckelein kommen die Geschichte und die Kunstgeschichte einfach nicht zusammen – zu verschieden seien ihre Ansätze, zu unterschiedlich ihre Herangehensweisen und Ergebnisse.

METHODISCHE TÜCKEN UND LÜCKEN

Dass das Zusammenführen verschiedener Forschungs- und Fachtraditionen nicht unproblematisch ist, wurde auch im Beitrag von Wolfram Drews (Münster) über „Die gelehrte Konstruktion von Sakralität in der Karolingerzeit“ deutlich. Drews versuchte eine Abgrenzung der Begrifflichkeiten „palatium“ „sacrum“ bzw. „palatium sacrum“, nicht wissend, dass der Mitveranstalter Manfred Luchterhandt hierzu bereits über ein publikationsfertiges Manuskript verfügt, worauf dieser in der Diskussion hinwies. Drews stellte nämlich die semantische Uneindeutigkeit der Quellen und den heterogenen Zugriff der Forschung auf diese heraus, so dass keineswegs alle Forschenden von denselben „Dingen“ sprechen, wenn sie über „palatium“ etc. handeln – die einen meinen die institutionelle Seite des Herrschens, die anderen die erbauten Paläste selbst. Wiederum andere betonen das „sacrum“. So sprachen einige Referentinnen und Referenten ausschließlich über Reliquien(sammlungen), und es war nicht immer klar, worin der Bezug zum Palast (und zu welchem) jeweils bestand. Auch Drews konnte dieses Dilemma naturgemäß nicht auflösen.

So unterschiedlich die Zugänge zu den einzelnen Themenkomplexen waren, so differierten auch die Referate in ihrem methodischen Zuschnitt. War der Beitrag der Archäologin Dorothee Sack (Berlin) über „Kalifenresidenz und Pilgerort – zur Sakralität von Resafa in umayyadischer Zeit“ geprägt von einer Herangehensweise und „Beweisführung“, die auf langjährigen Grabungen und Untersuchungen basierte, also empirisch genannt werden könnte, so geizte am Ende der Kunsthistoriker Matthias Müller aus Mainz nicht mit weitgehend hypothetischen Überlegungen (Paläste des Heils: Die Manifestation des gottgewollten Herrschers in der Residenzarchitektur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit). Müller knüpfte an seine Arbeiten über Torgau (Schloss Hartenfels) und die Albrechtsburg in Meissen an. Die metaphorische Funktion des Palatium erschöpfe sich im einen wie im anderen Repräsentationsbau nicht nur in der Gestalt des fürstlichen Schlosses, sondern sei zudem auch Thema der Architekturausstattung und Dekoration, wie Müller am Beispiel des Portals in der Belle Etagé von Schloss Hartenfels darlegte. Müllers Ausführungen, die durchaus überlegenswert klangen und in der Diskussion auch Zuspruch sowie zum Teil Bestätigung fanden, stellten prototypisch dar, wie weit man sich in den Fächern voneinander entfernt hat. Auch wenn man feststellen muss, dass Überlegungen, wie Müller sie anstellte, fruchtbar sein können, wird man doch auf der anderen Seite Beat Brenk, Rom (Zum Konzept des Königspalastes in Palermo) zustimmen müssen. Denn dieser betonte zum einen schon in der Diskussion die empirische Herangehensweise der Bauforschung als Zielvorstellung, zum andern unterstrich er in seinem Vortrag mehrfach, dass weiterführende Aussagen beim gegenwärtigen Stand der Untersuchungen nicht möglich seien. Entsprechend diesem methodischen Anspruch musste Brenk denn auch seine eigene Hypothese verwerfen, nachdem er den Bau genauer bauforscherisch untersucht hatte.

Über diese grundsätzliche Frage hinaus war sein Vortrag im Hinblick auf eine Operationalisierung des Forschungsgegenstandes instruktiv. Denn sein Beitrag kam einer Bedeutung des „sa-

crum palatium“ entgegen, die er als „Konzept“ bezeichnete und die vielleicht am besten als Nutzung bestehender und zu untersuchender Strukturen bzw. Bauwerke zu charakterisieren wäre, wobei „sacrum“ für die „Rituale“ bzw. performativen Akte in der Palastkapelle steht. Der kunsthistorischen Bedeutung „Palast“ korreliert, so konnte Brenk zeigen, die historische Bedeutung der Institution „palatium“. Aber Brenk kam, wie er mitteilte, an vielen Stellen nicht weiter, weil er nicht über genügend empirische Daten verfügte – anders als Dorothee Sack, die nahezu idealtypisch aus profunden Ergebnissen der Bauforschung kulturgeschichtliche Thesen ableiten und so zu interessanten Überlegungen dazu kommen konnte, wie die frühchristlichen Denkmäler in muslimische überformt wurden und sich im Laufe der Zeit eine Residenzstadt entwickelte.

Dieser mal mehr, mal weniger geglückte methodische Balanceakt zwischen Empirie/Positivismus und mehr oder weniger gelungener Hypothesenbildung durchzog die gesamte Tagung. Man muss dies nicht unbedingt negativ bewerten, da es positiv gewendet die Bandbreite deutlich macht, die das Thema beinhaltet. Im Nachhinein wird sich aber vermutlich nicht jede Referentin und jeder Referent sicher gewesen sein, dass diese Bandbreite wirklich intendiert oder vorausgesetzt war. Denn sie führte dazu, dass eine große Zahl von zum Teil stark heterogenen Forschungsthemen in kurzer Zeit zu diskutieren waren, für die man ohne Bedenken einen Sonderforschungsbereich hätte gründen können (zumal, wenn man berücksichtigt, dass das Spätmittelalter lediglich gestreift werden konnte).

ENTÖRTLICHUNG UND ENTDINGLICHUNG

Schon in der ersten Sektion fiel auf, dass man viel über die Potentaten und ihre „Sakralität“ weiß, sie aber stets nur relativ vage in Konstantinopel/Istanbul verorten kann. Jeffrey M. Featherstone, Paris/Fribourg (Sakraler Raum und Prozessionen im Großen Palast im 10. Jahrhundert) und Albrecht Berger, München (Der Kaiser und die Stadt: Prozessionen und Empfänge in Konstantinopel) sowie

letztlich auch Holger A. Klein, New York (Objekt-Kultur und Kult-Objekte im kaiserlich-byzantinischen Prozessionswesen) konturierten eine historische Situation, die sich aus Texten und Artefakten oder, um den Terminus des Tagungstitels aufzugreifen, den „Dingen“ ergab, die jedoch keinen Widerhall in der Architektur oder in der Realität der „Dinge“ – außer freilich in den Reliquiaren und Kultobjekten – gefunden hat. Die in bereichernden Vorträgen herausgestellten „Dinglichkeiten“ und „Rituale“ waren auf grobe Fixierpunkte in einer abstrakten Landschaft einer völlig überformten Stadt begrenzt, in der man nur noch Spuren der einstigen „Dinge“ auffinden kann. Ungeachtet der problematischen Integration dieser Ergebnisse in das einstige mittelalterliche Stadtgefüge sind sie gerade aus dem Blickwinkel des späten Mittelalters, als das Zeremoniell erneut eine größere Rolle zu spielen begann, wichtig. Einige Referenten hatten das Glück, über eine einigermaßen gesicherte Forschungslage zu „ihrem“ Palastbau zu verfügen. Neben Beat Brenk wären hier Manfred Luchterhandt, Göttingen (Heiligkeit und Geschichte: Kleriker, Besucher und Pilger am päpstlichen Hof) und Christian Freigang, Berlin (Capellae sacro-sanctae. Die französischen Saintes-Chapelles als sakraler Raum und gebautes Reliquiar) zu nennen, bei denen deutlich wurde, dass man Orte, „Dinge“ und „Rituale“ in ihrer Sakralität am Hof des Mittelalters problemlos zusammenbringen kann.

Luchterhandt erforscht seit Langem den Lateran, und es ist grundsätzlich bewundernswert, welche neuen Ergebnisse er dem nahezu vollständig verlorenen Bau über die Forschungsergebnisse von Ingo Herklotz hinaus abtrotzte – gleichermaßen bezogen auf den Bau und die Nutzung sowie, wie Brenk es formulierte, das Konzept. Leider wird aber angesichts dieser Ergebnisse und der Desiderata auch veranschaulicht, wie oft die Forschung an ihre Grenzen kommt. Im Falle von Rom fehlen schlicht Mittel oder Möglichkeiten zur weiteren Untersuchung, sei es in Form von Grabungen oder naturwissenschaftlichen Analysen. Andernorts sind es die politisch-militärischen Verhältnisse, wie etwa in Syrien, die weitere Untersu-

chungen unmöglich machen (zum Glück sind die Grabungen in Resafa schon relativ weit gediehen). Und so fehlt es an allen Ecken und Enden an überprüfbaren Forschungsergebnissen, seien sie aus den Quellen deduziert oder mithilfe der Bauforschung aus den Bauwerken selbst. Die bestehende Architektur wird häufig nicht mehr zum Objekt der Untersuchung gemacht, das „palatium“ wird so in gewisser Weise entdinglicht.

Freigang machte hingegen plausibel, wie man sich Struktur oder Aufbau sowie Liturgie und Performanz der Reliquienverehrung an den königlichen Höfen bzw. Bischofssitzen vorstellen könnte und dass diese neben einer knizsen Ikonographie der Glasfenster über eine konkrete Architekturform als Raum der Performanz verfügten. Er betonte zu Recht das Dilemma, in das die „Iconography of Mediaeval Architecture“, welche auf Krautheimers berühmten Aufsatz von 1942 zurückgeht, die Fächer gebracht hat: Einerseits ist eine „similitudo“ nach Denkart der Menschen des Mittelalters nicht mit unserer Auffassung der Ähnlichkeit zu verwechseln. Andererseits darf aber auch die nur „annähernde Ähnlichkeit“, im Sinne der „similitudo“, nicht zum Vergleichsmaßstab werden, weil sonst die „Dinge“ beliebig würden. Krautheimer hat stets versucht, dem Formvergleich noch ein weiteres Argument hinzuzufügen. Dieser basiert dann, wie Freigang in seinem Beispiel der Palastkapellen bzw. Reliquien-Aufbewahrungsorte anschaulich zeigen konnte, nicht auf einem bloßen Formbegriff, sondern auf einer Art Morphologie, einer Kombination bestimmter Formen (Architektur, Reliquiare, deren Aufstellung usw.) durchsetzt mit strukturellen Bedingungen (wo postiert sich der Herrscher zur Andacht, wie sind die Bilder in den Glasfenstern zu lesen und zu verstehen usw.).

Diese Vorgehensweise ist plausibel, weil sie zu erhellenden Ergebnissen führt, die in weiteren Untersuchungen vertieft werden können, und überdies auch in einem positivistischen Sinne falsifizierbar oder verifizierbar sind. Das konnte man nicht in allen Fällen sagen. Je weiter man sich von

den „Dingen“ entfernte, so zeigte der Verlauf der Tagung, desto stärker kam man nur noch auf Strukturen und abstrakte Kategorien zu sprechen. Wie sehr die Präsenz von bestimmten „Dingen“ und Inhalten wie etwa die „Gegenwart von Jerusalem“ an den Höfen des Mittelalters mitgedacht werden muss, veranschaulichte Bianca Kühnel, Jerusalem (Spiritual and Material Presence of Jerusalem at the Medieval Courts) auf anschauliche Weise.

FORSCHUNGSTRADITIONEN

Es können an dieser Stelle nicht alle Vorträge Erwähnung finden, verwiesen sei aber noch auf den gewinnbringenden Beitrag von Achim Arbeiter, Göttingen (Cangas – Pravia – Oviedo: Die Residenzen der asturischen Könige), der in Bezug auf die hier herausgearbeiteten Desiderata die Palastbaukunst, Sakralität und den Herrscherhabitus der asturischen Könige vorstellte, sowie auf das den Bogen vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart spannende Referat von Patrick J. Geary, Princeton (Translationen und Transformationen königlicher Schätze zwischen Byzanz, Islam, Afrika und Europa im Mittelalter), der einmal mehr deutlich machte, welche Informationsdichte an einzelnen Objekten zu beobachten ist.

Was generell fehlte, war die Situierung der Veranstaltung innerhalb der Forschungslandschaft. So wurde nicht deutlich genug herausgestellt, dass Franz Alto Bauer bereits 2006 die Vorträge einer thematisch verwandten Tagung 2004 in Istanbul publiziert hat (*Visualisierungen von Herrschaft. Frühmittelalterliche Residenzen – Gestalt und Zeremoniell*, hg. v. Franz Alto Bauer, Istanbul 2006), und worin sich die Göttinger Tagung – mit ihrer viele Überschneidungen aufweisenden Referentenliste –, von jener unterscheidet bzw. wie sie sich gegenüber dem Ansatz von Bauer verortet. Inwiefern schließt das Projekt an oder setzt sich ab von jenem der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (*Diplomatisches Zeremoniell in Europa und im mittleren Osten in der frühen Neuzeit*, hg. v. Ralph Kauz/Giorgio Rota/Jan Paul Niederkorn, Wien 2009), und gibt es Überschneidungen? Wie ist das Verhältnis zu den Projekten von Krista De Jonge *Palatium. Court Residences as Places of Exchange in*

Late Medieval and Early Modern Europe (1400–1700)? Und schließlich, inwiefern knüpft das Projekt an die Göttinger Residenzenforschung (*Zeremoniell und Raum: 4. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen*, hg. v. Werner Paravicini, Sigmaringen 1997) und damit an die ältere Forschung an?

Abschließend ist anzumerken, dass das ständige Nachdenken über Themen ohne veränderte empirische oder methodische Basis nur die Literaturflut und die Anzahl nicht verifizierbarer Thesen erhöht. Dies gilt für allgemeine Fragen wie die Sakralität, aber auch für sehr viel konkretere Themen wie die mittelalterliche Palastbaukunst. Ein Beleg für diese Tendenz könnte sein, dass sich das Fach Kunstgeschichte empirischer Forschung, wie gerade von Brenk gefordert und von Matthias Untermann (Heidelberg) in zahlreichen Untersuchungen zur mittelalterlichen Baukunst mit zum Teil erstaunlichen Ergebnissen anschaulich gemacht, weitgehend zu verschließen scheint und die in Rede stehende Forschung der Techniker- und Architektenausbildung überlässt. Denn wenn von 51 universitären Instituten in Deutschland, an denen Kunstgeschichte gelehrt wird, nur an fünf-einhalb Standorten Bauforschung Teil des jeweiligen Instituts ist (der halbe ist Trier, wo es lediglich ein Modul in einem Kernfach-Master Kunstgeschichte gibt, in dem historische Bauforschung in Zusammenarbeit mit der dortigen Hochschule gelehrt wird; die anderen sind die RWTH Aachen, die Bamberger Bauforschung und Baugeschichte, die TU in Berlin, die Universität Heidelberg, die TU München und das Department Bauingenieurwesen in Siegen), so spiegelt das diese problematische Sachlage wider. Lediglich in Heidelberg und Trier ist die Bauforschung fester Bestandteil der Kunstgeschichte. Die Gefahr „entwurzelter“ und kurzlebiger Forschungsergebnisse wächst so stetig und damit auch die Distanz zu den Nachbardisziplinen, die es doch eigentlich gewinnbringend zu überbrücken gälte.

PROF. DR. GOTTFRIED KERSCHER
Kunstgeschichte, FB III, Universität Trier,
54286 Trier, kerscher@uni-trier.de